

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Nooteboom, Cees
Geflüster auf Seide gemalt

Reisen in Asien

Aus dem Niederländischen von Helga van Beuningen. Herausgegeben von Susanne Schaber

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 3997
978-3-518-45997-3

suhrkamp taschenbuch 3997

»Eines Tages«, hat Cees Nooteboom einmal erzählt, »habe ich meinen Rucksack gepackt, Abschied von meiner Mutter und den Zug nach Breda genommen, mich an der belgischen Grenze an den Straßenrand gestellt und den Daumen hochgestreckt. Und ich bin eigentlich nie mehr zurückgekehrt.« Seit dieser ersten Reise ist der große niederländische Autor unterwegs, ist zu jenem Reiseschriftsteller mit überwältigendem Werk geworden, den wir heute kennen.

Der vorliegende Band bietet eine Auswahl seiner besten Reisegeschichten aus Asien. Ein Meister der Nebenrouten, ein Spezialist für die unsichtbaren Gärten jenseits der hohen Mauern, ein Kenner der Räume, die hinter fest verschlossenen Türen warten – Cees Nooteboom führt mit Leidenschaft und Brillanz, sachkundig, leichtfüßig und selbstironisch durch Landschaften und Städte eines Kontinents.

Cees Nooteboom, 1933 in Den Haag geboren, lebt in Amsterdam und auf Menorca. Seine *Gesammelten Werke* liegen im Suhrkamp Verlag vor. Im Suhrkamp Taschenbuch erschienen zuletzt neben *Geflüster auf Seide gemalt* die Bände *Leere umkreist von Land. Reisen in Australien* (st 3993), *Eine Karte so groß wie der Kontinent. Reisen in Europa* (st 3994), *Auf der anderen Wange der Erde. Reisen in den Amerikas* (st 3995) und *In der langsamsten Uhr der Welt. Reisen in Afrika* (st 3996).

Cees Nooteboom
Geflüster auf Seide gemalt

Reisen in Asien

Aus dem Niederländischen von

Helga van Beuningen

Herausgegeben von

Susanne Schaber

Suhrkamp

Umschlagillustration: Jan Vanriet

suhrkamp taschenbuch 3997

Originalausgabe

Erste Auflage 2008

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2008

Quellennachweise am Schluß des Bandes

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Printed in Germany

Umschlag: Göllner, Michels, Zegarzewski

ISBN 978-3-518-45997-3

I 2 3 4 5 6 - 13 12 11 10 09 08

Geflüster auf Seide gemalt

*(...) Das ist das All, das nun
zu mir sendet, Geflüster
auf Seide gemalt,
unterwegs durch den Tunnel der Jahre,
ein Sausen früherer Worte,
eine Stimme. (...)*

Cees Nooteboom,
Fujiwara-No Sadanobu

Der Geburtstag des Kaisers, das Pathos der Dinge und andere japanische Erfahrungen

I

Woraus besteht das Bild eines Landes? Ich habe mich auf den Boden des Flugzeugs gelegt, das nun schon seit fast zwanzig Stunden auf der Polroute Richtung Japan fliegt. Rings um mich herum schlafende Füße. Ich habe ein kleines Kissen unter meinem Kopf und eine blaue Decke auf mir, und ich kann nicht schlafen. Seltsamerweise kehrt immer wieder ein bestimmtes Bild zurück: ein Foto, das kurz nach dem Krieg – ich war damals etwa zwölf – großen Eindruck auf mich gemacht hatte. Ein australischer Kriegsgefangener in einer idiotischen langen englischen Kolonialkhakihose sitzt auf einem Stuhl oder Baumstumpf, das weiß ich nicht mehr. Man hat ihm die Augen verbunden, sein blondes Haar weht etwas hoch im Wind. Seine Hände sind mit einem Strick gefesselt. Hinter ihm steht ein Japaner. Er trägt ein Käppi, eine schwarze Hose und Stiefel und ein weißes kurzärmeliges Hemd. In beiden Händen hält er, hoch erhoben, ein großes Schwert, ungefähr so, wie ein Golfspieler den Schläger in der höchsten Position hält. Den Bruchteil einer Sekunde später wird er zuschlagen, dann wird das Schwert den Hals des Australiers mit einem Schlag durchtrennen, der Kopf wird herabsausen, Blut wird aus dem jetzt noch unversehrten Hals schießen, der Körper mit den gefesselten Händen wird zur Seite kippen. Das ist, wie auch immer, das älteste Bild, das ich von »Japan« habe. Dreißeig Jahre Leben und Lesen haben dieses Bild auf verschiedenerei

Art korrigiert, erklärt, nuanciert – aber jetzt, da ich in einer Stunde selbst in Japan sein werde, taucht es unwiderstehlich wieder auf, ein leichtes Gefühl von Angst, gemischt mit Müdigkeit. Ich sehe Bilder von Millionen Menschen in U-Bahnen und Zügen, doch diese Bilder werden wieder gemildert durch Gärten, Tempel und Blumengestecke. *Apprehension* beschreibt die Empfindungen vielleicht noch am besten, denen ich mich jetzt ausgeliefert sehe. Die Frage, die mich beschäftigt, heißt: Wie »anders« ist Japan? In den letzten Jahren habe ich Romane von Tanizaki, Kawabata, Kenzaburo Oe, Mishima gelesen, die mir nicht das Gefühl vermittelten, das »Ander« Japans sei ein anderes »Ander« als beispielsweise das Brasiliens. Eine bestimmte Exotik gesellschaftlicher und religiöser Bräuche, andere Pflanzen, anderes Wetter, aber andere *Menschen*? Die Romane thematisieren Empfindungen und Probleme, die mir nicht wirklich fremd sind; wenn ich die Exotik abziehe oder durch eine andere ersetze, bleibt nichts, das ich nicht verstehen würde. Aber werde ich das auch ohne den Kontext der Bücher wiedererkennen? Während ich so daliege und denke, kommt unbändiger Neid in mir auf. Warum muß ich wie ein mit Vorurteilen und Informationen gefülltes Gefäß reisen, warum kann man nie irgendwohin fahren, wovon man überhaupt nichts weiß, wie zum Beispiel Pizarro ins Reich der Inka oder die ersten Europäer nach Japan? Nichts vom Bruttosozialprodukt wissen, nie einen japanischen Film gesehen haben, Hiroshima, Zen, Kabuki, Sumo, Kaiseki, Sony, Samurai, Harakiri, Ikebana – klangvolle Wörter ohne irgendeine Bedeutung. Was ich mache, kann man kaum noch als Reisen bezeichnen, da wird nichts mehr entdeckt, sondern es wird geprüft, kontrolliert, bestritten und bestätigt, Bilder und Vorstellungen werden an der »Wirklichkeit« gemessen,

was ich letztlich tun werde, ist, nachzuschauen, ob es Japan überhaupt gibt, so als würde ein Zuschauer im Kino in die Leinwand steigen, um sich zu den Hauptfiguren an den Tisch zu setzen.

Eine japanische Mädchenstimme murmelt durch die Bord-sprechanlage, die Füße um mich herum werden wach, die Lichter gehen an, der Run auf die Toiletten setzt ein. Männer, die schon gleich beim Abflug in Schiphol drei Sitze auf einmal in Beschlag genommen hatten, um gut schlafen zu können, sitzen jetzt da und rasieren sich mit der Miene von Menschen, die genau das Entgegengesetzte von dem tun, was ich tue: Sie kommen nach Hause, sie lassen die fremde, feindselige, nichtjapanische Welt hinter sich, *mission completed*, der Größe der japanischen Nation wieder ein Gramm hinzugefügt, sie ordnen sich lautlos in das große Gesellschaftsspiel ein, zu dem sie gehören. Heute abend, so stelle ich mir vor, sitzen sie in der schützenden Undurchdringbarkeit ihrer Häuser, verneigen sich vor ihren Frauen und spülen die unangenehme Fremdheit der nichtjapanischen Welt mit Sake hinunter. Sie starren, genau wie ich, aus den Fenstern des Flugzeugs auf das galaktische Lichtergewimmel von Tokio, schaukeln sacht in der Umarmung einiger grauwohlerer Wolken, und dann nehmen wir Erde. Das ist der spanische Ausdruck für Landen, und er gibt die dazugehörige Erleichterung etwas besser wieder als das simple Wort Landen. Sofort ist das erste, unvergeßliche Bild von Masse da: Links und rechts von unserem Flugzeug steht eine endlose Reihe anderer Flugzeuge, fast als stünden sie Spalier. Das kornblumenblaue KLM-Emblem schiebt sich zwischen die klatschmohnroten Embleme der JAL. Selten bin ich irgendwo so effizient angekommen. Eine Horde klei-

ner Busse steht bereit, in jedem ein japanisches Mädchen, wie ein Seufzer werden wir zum Hauptgebäude abtransportiert.

Von dieser Ankunft weiß ich nicht mehr viel. Das Registriergerät nimmt etwas dösig sechsspurige Straßen, Autobahnkreuze, Häusermassen zur Kenntnis und überall diese Zeichen, die ich nicht lesen kann, richtig beruhigend. Das Hotel ist weit entfernt und groß, auch hier erfolgt die Abfertigung blitzschnell. Weil ich nach einer solchen Reise nie gleich ins Bett kann, wandere ich noch durch das Gebäude und lande in einem eisblauen Raum, in dem eine Band spielt. An die Wände ist ganz Hawaii projiziert, kaum bin ich in Japan, da bin ich schon wieder woanders. Die Sängerin singt ein dramatisches westliches Lied auf japanisch, aber irgendwie ist sie zu klein für die großen Emotionen, die sie zu Gehör bringt. Erst nach einer Weile geht mir auf, daß sie *My Way* singt, aber es behält etwas merkwürdig Unechtes, so als hätte jemand eine laute Kassette in diesen zierlichen Minikörper geschoben. Mit dem vom Neonlicht giftig violett verfärbten Alkohol in meinem Glas steigert sich der Wahnsinn noch: Da steht also eine ganz kleine Frau, die ganz laut singt, vor mir an einem Tisch, der gleichzeitig in Hawaii und in Tokio steht. Dann doch lieber ins Freie. Kühle Frühlingsluft. Getrimmte Bäume. Winkende Reklamen. Ein Junge, der mir guten Tag sagt. Ein Bahnhof in der Ferne. Hunderttausende von Autos. Ich gehe ein wenig herum, sehe aber gleichzeitig verwirrende Flashbacks: Ich ziehe die Tür meines Hauses in Amsterdam hinter mir zu, ich fahre nach Schiphol, ich kaufe eine Zeitung in Anchorage, ich esse japanisch im Flugzeug. In irgendeiner Zeitrechnung ist es jetzt sieben Uhr abends, und ich gehe zu Bett.

Der erste Tag nach einer solchen Ankunft ist immer ganz merkwürdig. Es ist sehr ruhig in meinem Zimmer, und das Zimmer selbst ist leicht beige, schmucklos. Einen Augenblick lang hoffe ich, daß dies nun endlich das Jenseits ist, aber weit gefehlt: Ein leises Rascheln an der Tür, und ich sehe, wie eine Zeitung langsam hereingeschoben wird, die *Mainichi Daily News*. Der Wirtschaftsrat fordert höhere Beiträge zur Sozialversicherung. Dies ist entschieden nicht das Jenseits. Ich gehe zum Fenster und schiebe die Vorhänge zurück. Ist das Smog oder einfach nur schlechtes Wetter? Unter einem Groninger Himmel liegt eine ununterbrochene Reihe von Stadtschaften, Häusern, Fabriken, Bahnlinien bis zum verschwommenen Horizont. Ich sehe fünf Züge gleichzeitig fahren. Hinter den Fenstern schaukelt Menschenfleisch auf dem Weg zu sinnvoller Arbeit. Das Universum dreht sich, alles stimmt. Ich schalte den Fernseher ein. Eine Gruppe von Teenagern mit frischgepflückten Pfirsichgesichtern zeigt einen Steptanz. Sie haben ein größliches amerikanisches Lächeln aufgesetzt, aber abgesehen davon sind sie sehr hübsch. Ich schalte nun nacheinander alle dreizehn Kanäle ein. Eine weinende Frau im Kimono. Ein Mann, der mit dem Finger auf mich zeigt und etwas sagt, was ich nicht verstehe. Eine Gruppe von Menschen an einem Tisch, die über eine provozierend gelbe Grapefruit sprechen und sie danach aufessen. Ein Cowboy, der in der Wüste von Nevada einen anderen Cowboy zusammenschlägt und dazu japanische Verwünschungen ausstößt. Jetzt bin ich reif für die wirkliche Welt und gehe hinunter. In einer Ecke der Eingangshalle ist ein Garten eingerichtet, in dem drei grazile Mädchen im Kimono Tee servieren. Allmählich nimmt die Sache Gestalt an. Eine trippelt auf mich zu, man könnte meinen, sie bewegt sich auf einer unsichtba-

ren Schiene. Knapp vor mir verneigt sie sich leicht und stößt silberne Laute aus. Danach gießt sie mir Tee ein. Ich entbrenne in tiefer, unglücklicher Liebe zu ihr und zugleich zu ganz Japan. Es läßt sich nicht mehr ändern, es war im Nu passiert, beim unsinnigsten Klischee, das sich denken läßt: Die weißen Puppenhändchen mit den lackierten Nägeln, der rosige, unverletzbare lilienblattartige Samtschimmer ihrer Haut, in die der große Steinsetzer zwei Augen gesetzt hat, in denen man bis zur Erschaffung der Welt zurückblicken kann, ohne etwas zu sehen, ich sitze auf meinem Stuhl wie ein Tourist, unheilbar entflammt und von einer nicht mehr zu löschenden Euphorie erfaßt, und gleichzeitig habe ich das Gefühl, unsichtbar geworden zu sein. Sie gießt mir zwar Tee ein, aber sieht sie mich auch? Dieses Gefühl bleibt mir die ganze Reise hindurch, auf der Straße, in Restaurants, Zügen, U-Bahnen. Meine Fahrkarten werden geknipst, mein Essen wird gebracht, ich bin da, auf mich wird reagiert, und dennoch bin ich irgendwie unsichtbar und existiere nicht wirklich. Ich habe mich gefragt, woher das kommen mag. Es ist natürlich Unsinn, eine literarische Anwendung, aber woher kommt sie? Das »japanische« Wort für Fremder ist »outside person«, damit muß es etwas zu tun haben, jemand, dessen Sichtbarkeit registriert wird, der aber dennoch ein Fremdkörper ist, und zwar im wahrsten Sinne des Wortes. Man bedient ihn, man behandelt ihn höflich, läßt ihn aber nicht in die innerste Form des Schauens ein, die, mit der man Menschen wirklich sieht. Wie dem auch sei, ich sage es vielleicht besser gleich zu Beginn, es gab mir dies während der gesamten Reise ein Gefühl der Ausgelassenheit, fast so, als würde ich schweben, und auch eine leichte Form von Debität. Jeder erwartet von einem, daß man Tokio gräßlich findet, doch davon

war keine Rede. Ich fand Tokio wunderbar, diese barbarische Anhäufung von Gebäuden, die nirgendwo aufhört, der ganze Großstadtgraus, der wahnwitzige, grünauffressende Baukrebs, durch den sich der Verkehr in hundert Formen hindurchkämpft, die massive Ballung vorstadtähnlicher Vulgarität; alles, was mein Ich mir befiehlt, häßlich zu finden, trug zu dieser Ausgelassenheit bei, denn die vernichtende Häßlichkeit wird immer wieder durch kleine Formen von Schönheit unterbrochen, immer wieder erlebt man kleine Wonnen: die Anmut der Menschen, die Art und Weise, wie verschiedene Fische im Schaufenster eines Restaurants dekoriert sind, kleine Gegenstände auf einem Schreibtisch, Püppchen in einem Kaufhaus, Zeichen auf einem Kalender, die geballte Rührung über eine winzige Pflanze, die vollkommene Ästhetik eines in Seetang und Reis eingewickelten Stücks rohen Thunfisches, all das kleine Schöne, welches das große Häßliche besiegt und auslöscht. Während die naturalistische Kamera mich in einer Stadtlandschaft großer Verwilderung registriert, sieht die innere Kamera jemanden durch Täler großer Schönheit schweben. Das stimmt also nicht, aber daran läßt sich nichts ändern.

Nach einigen Tagen habe ich bereits eine ganz ordentliche Routine entwickelt. Morgens lese ich die *Mainichi Daily News*, als wäre es *de Völkscrant*. Das ist eine gute Ortswechsel-Übung, denn plötzlich befindet sich das Zentrum der Welt nicht mehr in der EWG, sondern auf ein paar Inseln, die jemand wie eine verzweifelte Garnele an das mammutartige Festland Chinas und der Sowjetunion geschleudert hat. Daß diese paar Inseln die drittgrößte Wirtschaftsmacht der Erde sind, wird erst dann so richtig verrückt, wenn man sich ihre pathetische Kleinheit im Verhältnis zum restlichen

Asien vor Augen hält. Als nächstes sehe ich mir die Nachrichten auf englisch an, die von einem amerikanischen Gastarbeiter frohgemut verlesen werden. Danach Tee bei den Engeln im Kimono oder manchmal ein japanisches Frühstück mit rohem Fisch, süßen Pflaumen und schwarzen Bohnen, ein Schlag unter die Gürtellinie. Die Preise in diesem internationalen Hotel geben einem den Rest. Ich esse daher meist in kleinen japanischen Restaurants im Zentrum. Nach dem Frühstück fahre ich in die Stadt. Ich weiß inzwischen, von welchem Bahnsteig die grüne Linie zum Bahnhof Yurakucho abfährt, ich weiß, wie ich mein Geld in das Gesellschaftsspiel an der Wand einwerfen muß und daß ich warten muß, bis das Wechselgeld herausklimpert, ich weiß, daß ich mich dort anstellen muß, wo es auf dem Boden angezeichnet ist, denn dort hält unfehlbar die Tür, ich weiß, daß ich mich, weich wie Sojabohnenkuchen, von weißbehandschuhten Herren zwischen das andere Fleisch in den Zug schieben lassen muß, und ich weiß, wen ich dort antreffen werde: Schulmädchen in Uniform, Zeitungsleser, Herren im Anzug mit weißem Hemd und Krawatte. Niemand achtet auf mich, denn ich bin nicht da, und ich darf jeden ansehen. Auf den Bahnsteigen und in den Zügen lesen abwesende Münder ganze Gedichte vor, und das einzige, was ich lesen kann, sind die Namensangaben auf den Bahnsteigen. Für alle anderen Auskünfte lasse ich mir morgens im Hotel hübsche Zettel malen, auf denen Texte stehen wie: Würden Sie diesem Herrn bitte erklären, wie er ... wo ... wann, und so weiter. Damit begeben mich in die Stadtmitte und finde so den Fischmarkt, die Börse, das Theater. Manchmal fahre ich auch mit dem Taxi. Die Tür fliegt automatisch auf, wenn ich mich nähere. Das Wageninnere könnte nicht sauberer geputzt sein. Eine Plastik-

blume lacht mich an, der Bewohner streckt seine weißbehandschuhte Hand aus und starrt auf die Zeichnungen. Wenn er sie nicht versteht, saugt er durch einen leicht geöffneten Mundwinkel einen Schwall kühler Luft ein, was ein hohes, zischendes Geräusch macht. Dieses Geräusch ist ziemlich definitiv, denn fast niemand spricht Englisch. Ich frage Freunde, wie es dann um Himmels willen bloß möglich war, ein solches Handelsimperium aufzubauen. Die Antwort scheint zu sein, daß viele Japaner Englisch lesen und schreiben können, daß aber die Angst, Fehler zu machen und damit das Gesicht zu verlieren, größer ist als der Wunsch, einem zu helfen. Ein regelrechtes Nein bekommt man fast nie zu hören. Man sitzt also in diesem Taxi und lauscht dem langsamen Zischen. Dann murmelt man etwas, sondert ein Lächeln ab, und die Tür fliegt wieder auf. Manche Fremde verbittert das sehr oder frustriert sie zumindest, denn auch wenn man nach dem Weg fragt, wird der Angesprochene, ebenfalls wieder, um das Gesicht nicht zu verlieren (was für ein gräßlicher Ausdruck), einem nicht sagen, daß er es nicht weiß, sondern einen lieber in die Sahara schicken, um behilflich zu sein. Für mich fällt das alles unter die Rubrik Abenteuer, denn ich habe keine Verpflichtungen, aber ich kann mir vorstellen, daß es für Leute, die ein Programm zu absolvieren haben, eine Katastrophe ist.

Wenn man so durch die Stadt streift, ist man sich eines Umstandes stets bewußt: Man ist von gewaltigen Menschenmengen umringt. Wie eine Flutwelle rücken sie vor, wenn die Ampel auf Grün springt, auf Wolken wird man in die Kaufhäuser getragen, zu Dutzenden telefonieren sie an roten Telefonen, die einfach so, ohne Zelle, an der Wand hängen, überall um einen herum ist Bewegung, schwindend

und schwellend wie das Meer, aber nie aggressiv, ein Volk, das von allein gelernt hat, daß die einzige Möglichkeit, mit sechzehn Millionen Menschen in einer Stadt zu leben, eine Form von Disziplin ist, normalerweise etwas, wofür ich mich nicht gerade begeistere, hier aber eine absolute Notwendigkeit. Kein Geschiebe und Gedränge, alles verläuft so, als seien Naturgesetze im Spiel, die Massen fließen in- und auseinander, große Grundseen strudeln um die U-Bahnstationen herum, alles Gesichter mit schwarzen Haaren, alle ordentlich gekleidet, alle mit einem klaren Ziel. Ich hatte mich darauf vorbereitet, diese Massenhaftigkeit gräßlich und beängstigend zu finden, aber das Gegenteil trifft zu: Es ist ein sinnlicher Genuß, in diesen Mengen mitzufließen, von unverständlicher Körperlichkeit umringt zu sein, selbst Menge zu sein.

Am einfachsten ist das Essen. In Amsterdam gibt es drei japanische Restaurants, ich weiß also, daß ich, wenn ich rohen Fisch (*sashimi*) esse, erst etwas Sojasoße in ein Schälchen geben muß, ein pastetenartiges Klümpchen scharfen *wasabi* – eine grünliche Meerrettichart – daruntermischen und dann dieses Gedicht von hellrotem rohen Thunfisch oder satinschimmernde Tintenfischstücke (*ika*) hineintunken muß. In den kleinen Restaurants im Zentrum gibt es keine fremdsprachigen Speisekarten, aber vor den Fenstern haben sie wunderbare, täuschend echt aussehende Displays von Speisen. Große Künstler waren hier am Werk: Im Beefsteak geringerer Qualität für *sukiyaki* sind sogar, zur Warnung, feingäderte Sehnen zu finden. Man geht hinein, nimmt einen Kellner oder eine Kellnerin mit hinaus – was mit viel Lachen einhergeht – und zeigt auf alles, was man haben möchte. Die Portionen sind in wahrer Größe abgebildet, auch da

kann man also keine Fehler machen. Mit einiger Spannung beobachten sie dann, wie man alles mit den Stäbchen zu sich nimmt, aber sonst wird man in Ruhe gelassen. Alles, was auf den Teller kommt, ist wunderschön angerichtet, sogar in den einfachsten Restaurants: kleine Kompositionen, Gemälde von Speisen. Das meine ich, wenn ich sage, es spielt keine Rolle, daß die Stadt nicht von musealer Schönheit ist. Die rettende Anmut steckt in den kleinen Dingen, in der Kultur des Alltagslebens. Grachten sind schön, aber Kartoffelsalat ist häßlich, und diese Häßlichkeit muß man auch noch zu sich nehmen, buchstäblich damit eins werden. Das ist der Unterschied. Das Verzehren eines solchen kleinen Kunstwerks ist im Grunde eine Kommunikation mit der Schönheit. Das gleiche gilt für die Art, wie die Einkäufe im Kaufhaus eingepackt werden, und für das anmutige Kopfnicken und den gewisperten Gruß am Fuße der Rolltreppe.

Mit Hilfe der niederländischen Botschaft habe ich eine Verabredung zum Besuch des japanischen Parlaments getroffen. Der Taxifahrer zischt nicht, als er die Zeichnungen sieht (ich bleibe bei diesem Ausdruck, nichts ist schöner, als einen Japaner langsam etwas schreiben zu sehen), und ich bin rechtzeitig am Eingangstor des kolossalen Parlamentsgebäudes und stelle mich an den verschlossenen Gitterzaun. Schon bald kommt ein Uniformierter und fragt, was ich wünsche. Ich sage, daß ich verabredet bin und hier am Eingang abgeholt werden soll. Konsternation. Telefonate. Aufregung. Irgend etwas stimmt nicht. Ich habe bereits gelernt, daß man sich tunlichst nicht aufregen soll (sehr schlechter Geschmack), und lächle beharrlich mit Erstkommunionsgesicht. Aber ich gehe auch nicht weg. Alle Schachfiguren

stehen jetzt eine Weile bewegungslos da. Dann wird wieder telefoniert. Aus dem Chaos tritt ein Herr, der Englisch spricht. Wir verbeugen uns. Wir tauschen Visitenkarten aus. Ich erkläre ihm, daß ich mit Herrn Ito verabredet bin, und er sagt, das könne nicht sein, weil er, sehen Sie nur auf die Karte, Herr Motegi sei, Sekretär der Abteilung für auswärtige Angelegenheiten im Abgeordnetenhaus. Dann führt er meine Karte dicht an die Augen, murmelt *nutbum nutbum* und schüttelt den Kopf. Dies, so wird mir später erläutert, ist eine typisch japanische Situation. Etwas ist schiefgegangen, offensichtlich. Er ist mit mir *nicht* verabredet, denn er ist nicht Herr Ito. Aber da steht *nutbum*, eine vollendete europäische Tatsache, vor den Toren des Parlaments. Er ist sichtlich in großen Schwierigkeiten, hält sich immer wieder meine Karte vor die Nase und murmelt. Sein Englisch ist rudimentär, also beschränke ich mich darauf, weich kadenzierend den magischen Namen Ito, Ito zu wiederholen. Von Zeit zu Zeit dreht er sich zu den Uniformierten um, die ihn voller Respekt auf seinem Leidensweg beobachten. *Nutbum*, sagt er wieder. Holland. Oranda. Genau. Wir verneigen uns. *Ito*, singe ich, *appointment. Dutch Embassy. Embassy? Yes. Mr. Ito?* Endlich entschließt er sich, mich mit hineinzunehmen, aber glücklich ist er nicht. Er zischt wie eine Kobra, die eine farcierte Maus vor sich sieht, und führt mich zu einem Schalter, an dem ich mich auf viel Papier eintragen muß. Dann treten wir in das große Gebäude ein. Irgendwo in einem Raum geht er telefonieren, und das wird ein sehr langes Gespräch. Erst als das Spinnennetz entwirrt ist, zeigt sich, wie sehr ich die gesamte Maschinerie durcheinandergebracht habe. Ich war am Nordeingang verabredet, hatte mich aber zum Südeingang begeben. Abgesehen davon, daß mir das niemand gesagt hatte, hätte ich dem Taxichauf-

feur den Unterschied doch nicht klarmachen können. Aber Herr Ito stand pünktlich um zehn am Nordeingang. Herr Ito empfängt die Journalisten, die ins Unterhaus wollen. Herr Motegi empfängt die Journalisten, die ins Oberhaus wollen. Jetzt geht es nur noch darum, daß Herr Motegi mich Herrn Ito übergibt. Das geschieht exakt auf der unsichtbaren Demarkationslinie, die die beiden Abteilungen trennt, irgendwo mitten in dem riesigen Gebäude. Die beiden Herren fangen schon von weitem an, sich zu verbeugen, die sie begleitenden Uniformierten verbeugen sich ebenfalls. Wie ein Paket werde ich, der ich mich ebenfalls verbeuge, übergeben, bekomme die Karte von Herrn Ito, gebe ihm meine Karte und muß wieder zu einem anderen Schalter, um mich einzutragen. Dann erst darf ich der Parlamentssitzung beiwohnen, aber vorher bekomme ich noch ein schönes Buch über das Parlament mit Farbfotos von der Großen Kaiserlichen Treppe, die so aussieht, wie jemand in Arnhem sich eine Große Kaiserliche Treppe vorstellt. Herr Ito und ich trinken eine Tasse grünen Tee in den corridors of power, einem ostindischen Warteraum mit Peddigrohr und Palmen, wo die Parlamentsabgeordneten einen Happen essen, Zeitung lesen, mich anschauen und schreckliche Komplote schmieden – genau wie im Binnenhof¹. Dann gehen wir eine Treppe hinunter, ich werde von Kopf bis Fuß durchsucht, sogar die Schuhe muß ich ausziehen, mein Füller wird mir abgenommen, hier wird nichts Carlos oder dem Zufall überlassen. Ich betrete die öffentliche Tribüne zusammen mit einer vor Ehrfurcht erstickten Klasse Schulkinder und drei Bauern aus einer fernen Provinz, die sich kaum zu bewegen wagen. Die Sitzung dauert noch nicht einmal sechs Minuten und wird von Heerscharen von Fotografen, Filmern, Journalisten dokumentiert. Ich ver-

stehe kein Wort, lasse mir erklären, wo die Kommunisten sitzen und wo die Liberalen, aber für mich ist es ein sehr großer Saal voller Herren in grauen Anzügen mit weißen Hemden und Krawatten. Debattiert wird nicht, drei äußerst kurze Reden, woraufhin offensichtlich durch Sitzen und Aufstehen abgestimmt wird, und dann ist es schon wieder vorbei. Genauso wie meine Tante nach einem Theaterstück von Pinter sagte: »Ich habe nichts verstanden, aber es war sehr schön.«

Als ich hinauskomme, ist eine Demonstration im Gange. Viel Polizei, aber was da eigentlich vor sich geht, sehe ich nicht. Ein geschlossenes Auto, an dem Fahnen angebracht sind, fährt die ganze Zeit hin und her. Daraus dringt großtönende, aggressive Musik, abwechselnd mit Reden, in denen Japanisch plötzlich ganz anders klingt, böse, hysterisch. Parolen werden skandierend geschrien, auf einem anderen Auto stehen Männer mit Gesichtern wie Masken, auch dort dieselben Fahnen. Als ich das Emblem darauf später einem Journalisten beschreibe, sagt er, es sei eine rechtsnationalistische Gruppe. Die Autos fahren noch eine Weile hin und her, ein paar Passanten schauen ohne erkennbare Regung zu, Polizisten in Jeeps umkreisen die Autos, wobei sie mit Walkie-talkies miteinander sprechen, es sieht aus, als würde ein perfektes Szenario aufgeführt, ein Ballett mit einer martialischen Choreographie für vier Autos. Aber das Geschrei ist beängstigend und verfolgt mich noch eine ganze Weile. Unangenehm, worum auch immer es gegangen sein mag.

Einige Tage später hat der Kaiser Geburtstag. Es ist das einzige Mal im Jahr, daß die Kaiserlichen Gärten geöffnet wer-